



WIE SOLL DAS WERDEN? CHARLOTTE KLÖNK

1965 in Kassel geboren, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Germanistik an der Universität Hamburg. 1993 Promotion an der Universität Cambridge (*Science and the Perception of Nature: British Landscape Art in the Late Eighteenth and Early Nineteenth Centuries*. 1996). 1992–93 Kuratorin im Museum von Hedendaagse Kunst, Gent. Junior Research Fellow, Christ Church, Oxford, 1993–95. Anschließend, bis 2005, am Department of History of Art, University of Warwick und seit 2006 am Kunstgeschichtlichen Seminar der Humboldt-Universität zu Berlin. Gerade erschienen ist ein Buch, das sie zusammen mit Michael Hatt geschrieben hat (*Art History: A Critical Introduction to its Methods*. 2006). – Adresse: Kunstgeschichtliches Seminar, Humboldt-Universität zu Berlin, Unter den Linden 6, 10099 Berlin. E-Mail: Charlotte.Klonk@culture.hu-berlin.de

Wie soll das werden? Diese Frage habe ich mir zu Anfang des Jahres im Wissenschaftskolleg häufig gestellt. Hatte ich doch endlich einmal ein freies Jahr, um mit meinem nun schon zehn Jahre alten Buchprojekt weiterzukommen, und nun sollte ich, nach der ungeschriebenen Regel des Wissenschaftskollegs, die Zeit und Konzentration durch Gespräche am täglichen Mittagstisch unterbrechen. Ich war allein aus England mit meiner siebenjährigen Tochter nach Berlin gekommen und fest entschlossen, die bemessene Zeit optimal zu nutzen. Da seufzte ich schon unter der täglichen langen Fahrerei vom Prenzlauer Berg, wo ich wegen meiner sich anschließenden Arbeit an der Humboldt-Universität eine Wohnung gemietet hatte. Aber wann immer und mit wem auch immer ich am Wissenschaftskolleg das Dilemma in den ersten Wochen ansprach, man schwieg höflich oder wechselte schnell das Thema. Konnte ich auch zu meiner großen Verwunderung und hellen Freude

feststellen, dass am Wissenschaftskolleg so gut wie kein Problem zu groß ist und nichts unterlassen wird, damit man optimale Bedingungen zum Arbeiten hat, so berührte doch mein Wunsch, die Mittagspause zu ignorieren, ein Tabu.

So habe ich also Mittag gegessen. Und je länger ich an den Mahlzeiten teilnahm, desto lieber wollte ich zu Mittag essen. Es dauerte nicht lange, da guckte ich schon um 12.00 auf die Uhr, ob es nicht schon so weit sei. Mein Magen knurrte, denn er hatte sich binnen kurzem daran gewöhnt, mit guter deutscher Küche mitten am Tag verwöhnt zu werden, statt am Schreibtisch ein Sandwich so nebenbei verdauen zu müssen. Aber das war nicht der eigentliche Grund, warum ich nun gerne in den Essensraum ging. Was ich recht bald herbeisehnte, waren vielmehr die vielfältigen Gespräche, die dort stattfanden. Nie kam ich nach der Mittagspause müde und ausgelaugt an den Schreibtisch zurück. Statt die Arbeitsstille und Konzentration mit Geschwätz zu unterbrechen, wirkten die Gespräche nunmehr erfrischend und anregend. Die Art und Weise, wie die Mittagsgespräche verliefen, waren ganz unterschiedlich und nie vorhersehbar. Auch das machte ihren Reiz aus. Manchmal ähnelten sie einem Schlagabtausch, in dem es darum ging, blitzschnell überzeugende Argumente zu finden. Von diesen Gesprächen kehrte man mit einem gut trainierten Kopf an den Schreibtisch zurück. Ein anderes Mal lohnte es sich mehr, einfach nur dabeizusitzen und zuzuhören, denn dann konnte man Dinge erfahren, von denen man vorher nicht viel verstanden hatte. Ob über Frauenrechte in muslimischen Kulturen oder Krebserkrankungen als soziales Phänomen – das Spektrum der Themen war weit. Später am Schreibtisch erschien die eigene Forschung nach dieser Art Konversation oft in merkwürdig fremdem Licht, das eine fruchtbare Distanz mit sich brachte. Gelegentlich verlief ein Gespräch aber auch viel persönlicher. Das geschah meist im Zwiegespräch und betraf die unmittelbaren Dinge des Lebens, die einen gerade so beschäftigten. Diese Art des Austauschs ergab sich gegen Ende des Jahres mit immer mehr Mitfellows, wie überhaupt das vertrauliche Gespräch gegen Ende immer mehr zunahm. Ich weiß nicht mehr, wann ich anfang, mich eher einer Großfamilie zugehörig zu fühlen als einer Institution. Am letzten Tag jedenfalls – wir waren nicht mehr sehr viele – saßen wir länger zusammen als sonst. Es schien, als wollten alle das Ende unserer gemeinsamen Mittagszeit so lange wie möglich hinausschieben.

Natürlich gab es noch andere eher formale Gesprächsverpflichtungen. Aber sowohl die wöchentlichen Kolloquien wie auch unsere Kunstgeschichtsarbeitsgruppe profitierten zunehmend von der Aufmerksamkeit und Offenheit, die das tägliche gemeinsame Essen hervorbrachte. Merkwürdig, wie schnell in den Kolloquien die Rollenverteilung feststand.

Es dauerte nicht lange, da wusste man, wer immer die Methodenfrage stellen, wer oft „des Kaisers neue Kleider“ rufen würde, wer häufig Wissen beizusteuern hatte und wer meistens schwieg. Es war ein Privileg, zum Nachdenken über völlig andere Bereiche, wie zum Beispiel verfassungs- oder musiktheoretische Fragen, angeregt zu werden. So anregend, dass ich mir manchmal heimlich wünschte, auch Jura oder Musik studiert zu haben. Doch dann hat mich der Ideenreichtum unserer Arbeitsgruppe wieder daran erinnert, dass ich froh sein kann, vor vielen Jahren mal eine Entscheidung für die Kunstgeschichte getroffen zu haben. Im Gegensatz zu den Kolloquien pflegten wir hier eine ganz persönliche und wenig formelle Konversationsform, in der ich viel von meinen Fachkollegen lernen konnte.

Es ist erstaunlich und wunderbar, dass eine völlig uninstrumentelle Gesprächskultur wie die des Wissenschaftskollegs so produktiv für die eigene Arbeit ist. Ob ich wohl im Interview des Hessischen Rundfunks, das im Mai aufgenommen wurde, so angeregt über mein Projekt hätte reden können, wenn ich nicht am Wissenschaftskolleg gewesen wäre? Mein zehnjähriges Projekt zur Geschichte des Museums habe ich tatsächlich mit ganz neuer Energie angehen und zu Ende bringen können. Auch kam mir in diesem Jahr die Idee für ein größeres kollaboratives Forschungsprojekt, das mein Interesse an Erfahrungsräumen über das Museum hinaus weiterführen könnte. Durch die großartige organisatorische Hilfe des Wissenschaftskollegs habe ich den Grundstein dafür mit einem kleinen Workshop gelegt.

Es war vielleicht im April oder Mai, als meine Tochter Leah nach einem Familienabend auf der Rückfahrt in den Prenzlauer Berg fragte, ob ich nicht immer hier arbeiten könne. Auch sie genoss mittlerweile die monatlichen Mahlzeiten mit ihren Wissenschaftskollegsfreundinnen Virginia und Saskia genauso wie ich die täglichen Mittagessen. Da wurde mir klar, wieso das Wissenschaftskolleg so produktiv ist und alle, die dort ein Jahr verbringen dürfen, ins Schwärmen kommen: das lateinische Wort *conversari* bedeutet nicht nur „miteinander reden oder verkehren“, sondern auch „miteinander leben“. Ich bin froh, zu Mittag gegessen zu haben.